

Per Anders Rudling: *The Rise and Fall of Belarusian Nationalism. 1906–1931*, Pittsburgh: University of Pittsburgh Press 2015, 436 S.

Dass es heute einen selbstständigen belarussischen Nationalstaat gibt, ist keine Selbstverständlichkeit. Lange Zeit wurde das belarussische Volk in seiner nationalen Entfaltung – zunächst durch das Russländische Reich und später durch die Sowjetunion – gehindert. In der Zeit, in der die meisten Völker Europas entweder über einen eigenen Staat, über eine eigene kodifizierte Sprache oder zumindest über eine größere Nationalbewegung verfügten, hatten die Belarussen nichts Vergleichbares vorzuweisen. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts formierte sich in St. Petersburg und in Vilnius eine nennenswerte belarussische Nationalbewegung, bestehend aus einer Gruppe Intellektueller, die vornehmlich dem Kleinadel entstammte. Doch diese Nationalbewegung war deutlich schwächer als sämtliche Nationalbewegungen anderer mittel- und osteuropäischer Völker. Dies führte dazu, dass die Belarussen während des Ersten Weltkrieges in ihrem Streben nach Eigenstaatlichkeit kaum Berücksichtigung fanden. Nach dem Ersten Weltkrieg bekriegten sich Sowjetrussland und die Polnische Republik auf dem belarussischen Siedlungsgebiet zwischen Warschau und Smolensk. Im Friedensvertrag von Riga 1921 wurde schließlich das belarussische Territorium zwischen Polen und Sowjetrussland aufgeteilt. Die belarussische Nationalbewegung zerfiel in zwei Teile: Während in der Sowjetunion eine Belarussische Sozialistische Sowjetrepublik entstand, waren die zu Polen gekommenen belarussischen Gebiete einer verstärkten Polonisierung ausgesetzt. Dies waren keine guten Voraussetzungen, um die Idee eines eigenen Nationalstaats zu verfolgen. Doch gerade diese Phase, so glaubt Per Anders Rudling, sei die Geburtsstunde der heutigen Belarussischen Republik, die nationalen belarussischen Aktivisten des frühen 20. Jahrhunderts seien deren Urväter.

In seinem Buch „The Rise and Fall of Belarusian Nationalism 1906–1931“ unternimmt der schwedische Historiker Rudling den Versuch, den Kampf der national gesinnten belarussischen Aktivisten um eine belarussische Staatlichkeit in der Spätzeit des russländischen Imperiums und der Frühphase des Sowjetreichs nachzuzeichnen. Das Buch ist in acht Kapitel gegliedert, in denen sich der Autor dem Aufkommen des belarussischen Nationalismus chronologisch nähert. Dabei bedient er sich des von Miroslav Hroch entwickelten Konzepts der Nationenbildung. Rudling sieht die Wurzeln des belarussischen Nationalismus im 19. Jahrhundert. Er beschreibt die Aufstände von 1830/31 sowie 1863 und versucht herauszufinden, inwieweit in diesem Zusammenhang bereits ein belarussisches Selbstverständnis vorhanden war. Ferner skizziert er die geistig-politischen Strömungen, die in der zeitgenössischen belarussischen Intelligenz breit diskutiert wurden: die Ideen der Krajovać-Bewegung, welche als Ziel eine gemeinsame litauisch-belarussische Staatlichkeit anstrebte, die Ideologie des Zapadnorussizm (Westrussismus), welche die Belarussen als Volksstamm den Russen zuordnete und jegliche Existenz einer belarussischen Ethnie vollkommen leugnete, sowie die erst im Entstehen begriffene Idee von Krivičen als Urahnen der Belarussen. Die Vertreter der letztgenannten Idee befürworteten eine belarussische Staatlichkeit.

Sodann geht Rudling auf das frühe 20. Jahrhundert, die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, ein. Hier zeichnet er die organisierte Phase der belarussischen Nationalbewegung nach. Er geht auf die Gründung der „Belarussischen Sozialistischen Hramada“ ein, erklärt die Bedeutung der ersten Zeitschrift in belarussischer Sprache, der „Naša Niva“, für die Natio-

nalbewegung und beschreibt die Arbeit der nationalen Aktivisten am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Zutreffend konstatiert Rudling, dass bei Kriegsausbruch die belarussische Nationalbewegung, verglichen mit anderen russländischen Völkern, relativ schwach ausgeprägt war. Dies lag zum einen an den fehlenden finanziellen Mitteln, eine groß angelegte Kampagne zur Propagierung eines belarussischen Staates zu initiieren und zum anderen daran, dass die ethnischen Belarussen hauptsächlich auf dem Land oder in Kleinstädten ansässig, dadurch schwerer erreichbar und zudem kaum mit nationalen Fragen vertraut waren. Im Zuge des Krieges kam noch erschwerend hinzu, dass die belarussische Nationalbewegung durch den Frontverlauf in zwei Teile gespalten wurde. Dennoch gelang es den verbliebenen Aktivisten im vom Deutschen Reich besetzten Gebiet („Ober Ost“), Kontakt zu den deutschen Okkupationsbehörden aufzunehmen und einige Vorteile für die nationalen belarussischen Interessen auszuhandeln. Unbestritten kam die Sprachenpolitik der Deutschen den Belarussen zugute: Belarussisch (in der Amtsführung des Landes „Ober Ost – Weißruthenisch“) erhielt den Status einer Nationalsprache und war dem Polnischen, Russischen und Litauischen gleichgestellt. Diese Maßnahme beflogelte maßgeblich die späteren nationalen Aktivitäten der Belarussen. Schließlich begünstigte die relativ „freundliche“ deutsche Besatzungspolitik gegenüber den Belarussen, ohne dies je zu beabsichtigen, die nationale Emanzipation. Diese Politik mündete in der Ausrufung der ersten Belarussischen Volksrepublik. Nach Rudling führte dies wiederum dazu, dass die Sowjets sich unter Zugzwang sahen, eine Gegenstaatlichkeit in Form der Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik auszurufen und somit den Belarussen eine eigene Staatlichkeit zuzugestehen, obwohl Lenin dies anfangs abgelehnt hatte.

Nach der ersten Phase des Ersten Weltkrieges widmet sich Rudling seinem eigentlichen Forschungsinteresse, den 1920er Jahren. Hier gelingt es dem Autor, auf überzeugende Art und Weise die Vorzüge der frühen sowjetischen Herrschaft auf dem Territorium des späteren belarussischen Staates nachzuzeichnen. In den 1920er Jahren erlebte die belarussische Kultur eine Art Wiedergeburt, eine „Nationalrenaissance“. Es entstanden zahlreiche belarussische Lerneinrichtungen, Belarussisch fand als Schulsprache Eingang in den Unterricht. Die „Belarussische Staatliche Universität“ wurde ebenso gegründet wie auch die „Akademie der Wissenschaft“, in der sich die belarussische Intelligenz sammelte. Auf diese Weise waren einerseits die nationalen Aktivisten mit der von Moskau aus geförderten Kulturmigration und andererseits das belarussische Volk mit der sozialen Entwicklung zufrieden. Beide Bevölkerungsteile hatten sich mit der Sowjetmacht arrangiert. Anders verlief die Entwicklung in Polen: Für diese Region macht Rudling deutlich, weshalb die nationalen belarussischen Aktivisten mit ihrer politischen Arbeit in der Republik Polen keine Aussicht auf Erfolg hatten und warum einige von ihnen, wie zum Beispiel Vacláš Lastoški, es vorgingen, ihr nationales Engagement in das sowjetische Minsk zu verlegen. Die Gründe dafür, so Rudling, sind in der repressiven Politik Piłsudskis zu suchen, der jeglichen nationalen Widerstand seitens der Belarussen rigoros bekämpfte, die politischen Aktivisten verfolgte und Ende der 1920er Jahre die meisten von ihnen inhaftieren ließ. Damit wollte er den nationalen Widerstand der Belarussen brechen und eine Verschmelzung ihrer Nationalbewegung mit der sozialistischen Ideologie der Sowjetunion verhindern. Letztlich konnte aber die „nationale Wiedergeburt“ der belarussischen Kultur Anfang der 1930er Jahre auch nicht in der Sowjetunion Fuß fassen. Der politische Kurswechsel Stalins führte zur Verhaftung oder gar Hinrichtung der belarussischen Aktivisten. Diese Periode ist bei Rudling sehr gut

dargestellt: Er zeigt auf, wie die belarussische Frage zwischen Moskau und Warschau diskutiert wurde, wie die belarussischen nationalen Bewegungen in Polen und Sowjetunion agierten, in welcher Wechselwirkung sie zueinander standen und weshalb diese Periode als politische und kulturelle Grundlage für die heutige Republik Belarus zu betrachten ist.

Trotz einer sehr gelungenen Darstellung muss sich Rudling allerdings mindestens einen Kritikpunkt gefallen lassen: Der Untersuchungszeitraum (1906–1931), der im Titel des Buches angegeben ist, ist mehr als auffällig. Bei seiner Untersuchung des belarussischen Nationalismus wendet Rudling das Nationalisierungsmodell Hrochs an, welches einzelne Nationalbewegungen in ihrer Entwicklung in drei verschiedene Phasen (Phase A, B, C) einteilt.¹ In diesem Rahmen würde das Ende des 19. Jahrhunderts für die Phase A der belarussischen Nationalbewegung stehen und nicht das Jahr 1906. Nach Hrochs Modell wären das Jahr 1906 bzw. der Anfang des 20. Jahrhunderts insgesamt eindeutig in die Phase B einzurordnen, d.h. der Formierung und Konstituierung von Parteien und Organisationen sowie der aktiven Propagierung einer belarussischen Geschichte, eines belarussischen Volkes, eines belarussischen Kulturguts usw. seitens der nationalen Elite mithilfe der Massenmedien. Denn zu dieser Zeit entstand nicht nur die erste belarussische politische Partei, die „Belarussische Sozialistische Hramada“, sondern es wurde auch „Naša Niva“ herausgebracht, die erste Zeitschrift in belarussischer Sprache. Dies beweist eindeutig, dass das Jahr 1906 in die Phase B fällt und nicht – wie von Rudling angenommen – in die Phase A. Die Phase C ordnet der Autor dagegen vollkommen richtig den 1920er Jahren zu.

Insgesamt ist es Rudling dennoch gelungen, einen detailreichen, informativen und faktenreichen Überblick über die nationale Selbstfindung des belarussischen Volkes im frühen 20. Jahrhundert sowie über die Entstehung der Idee einer belarussischen Staatlichkeit zu bieten.

Artur Schleicher, Gießen

1 In der Phase A entwickelt sich das nationale Bewusstsein in der Schicht der Intellektuellen. Sie studieren die Sprache, Kultur und Geschichte ihres Volkes. In der Phase B kommt es zur Formierung und Konstituierung von Parteien und Organisationen. In der Phase C wird die Nationalbewegung zu einem Massenphänomen. Vgl. Miroslav Hroch: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Eine vergleichende Analyse zur gesellschaftlichen Schichtung der patriotischen Gruppen. Prag 1968. S. 24-26.

Benjamin Conrad, Lisa Bicknell (Hrsg.): Stadtgeschichten. Beiträge zur Kulturge schichte osteuropäischer Städte von Prag bis Baku, Bielefeld: transcript Verlag 2016, 314 S., zahlr. Abb. u. Karten.

Benjamin Conrad und Lisa Bicknell legen einen Sammelband mit Skizzen über sechzehn ost- und ostmitteleuropäische Städte vor, dessen thematische Heterogenität der Funktion von Stadtgeschichte „als Spiegel größerer gesellschaftlicher Entwicklungen, Probleme und Herausforderungen“ (S. 14) gerecht werden möchte. Schon das Inhaltsverzeichnis liest sich wie ein Panoptikum an historischen und aktuellen Problemfeldern aus so unterschiedlichen Themenbereichen der Kulturge schichte wie „Musealisierung und Monumentalisierung“ (so der Titel der ersten Sektion), „Repräsentativität und Inszenierung“ (zweite Sektion) und „Multikulturalität im urbanen Raum“ (dritte Sektion). Beeindruckend ist das geografisch